

Volkstimme

Sozialdemokratisches Organ (alte Partei) für den Regierungsbezirk Merseburg.

Das Volksblatt erscheint wöchentlich mit Ausnahme der Sonntage und Feiertage. Preis 1,25 Mark. Einzelne Nummern 10 Pf. — Anzeigengebühr: Die Tarifspalten des Volksblattes wöchentlich 10 Pf. — Druck und Verlag der Volksstimme G. m. b. H. in Halle, Gr. Lindenstraße 27.

Nr. 137.

Halle, Freitag, den 20. Juni 1919.

3. Jahrgang.

Rücktritt der Reichsregierung.

Weimar, 20. Juni, 1 Uhr 10 morgens. Das Kabinett ist jedoch zurückgetreten. Es wird die Geschäfte vorläufig weiterführen, bis der Reichspräsident ein neues Kabinett gebildet hat.

Die Regierung ist nach längerer Beratung mit Ausnahme der Sozialdemokraten zurückgetreten. Die Sozialdemokraten sind im Kabinett geblieben.

Wir werden Ja sagen!

Halle, den 20. Juni 1919.

Das Kabinett ist, wie nicht anders zu erwarten war, wegen der Friedensfrage zurückgetreten.

Eine gefristete BVB-Redaktion verbreitete schon die Nachricht, daß das Kabinett sich in Gemeinschaft mit der Friedensdelegation in vierstündiger Generalbesitzung entschieden habe. In dieser Sitzung wurde wohl wiederum das „Unersetzbar“ und „Unentzerrlich“ ausgesprochen, aber das „Unannehmbar“ vermieden. In der Frage des „Unannehmbar“ stand die Friedensdelegation einmütig auf dem Standpunkt, daß wir nicht unterzeichnen können, während die Regierung geteilter Meinung war. In einer feindlichen Rede wurden die Minister namentlich

in der Regierung ist also immerhin noch eine Mehrheit für die Ablehnung, da aber in der Nationalversammlung zweifellos eine

Meisheit für die Unterzeichnung.

ist, war der Rücktritt unvermeidlich. Bezeichnend ist, daß die Minister unerschrocken um ihre Parteikonfession in dieser Frage recht durcheinander stehen, was bei der Schwierigkeit der Lage nicht weiter verwunderlich ist. Die Stellung der Parteien der Nationalversammlung ist aus den gleichen Gründen ebenso verwickelt. Während die demokratischen und die deutsche Volkspartei, die es leicht haben, natürlich weiterhin für unabdingbare Ablehnung sind, sind die Unabhängigen nach wie vor für Unterzeichnung. In der Fraktionsabstimmung der Demokraten stimmten von 65 neun für die Unterzeichnung. Das Zentrum hat in einer Fraktionsabstimmung sich mit 4/5 Mehrheit für die Annahme des Friedensvertrages entschieden, ausgenommen die Punkte, welche die Schuld an Kriege und die Ehre der Nation betreffen. Auch unsere, die sozialdemokratische Fraktion ist sich der

angehenden Verantwortungen

bewußt gewesen und hat mit 76 gegen 65 Stimmen für Unterzeichnung entschieden. 55 Abgeordnete waren bei der Abstimmung nicht zugegen. Ebenso ist (wie der Vorwärts schreibt), die sozialdemokratische Fraktion der preussischen Landesversammlung wegen der Unmöglichkeit, einen besseren Weg zu finden, für Unterzeichnung.

Die Regierung hat, nachdem festgestellt war, daß die Mehrheit der Nationalversammlung einen anderen Standpunkt einnimmt als die Mehrheit des Kabinetts, gar nichts anderes tun können, als zurücktreten. An ihre Stelle wird eine andere Regierung treten müssen, die den Willen der Nationalversammlung widerpiegelt. Es gibt da so vielerlei Kombinationen. An eine unabhängige Regierung ist keinesfalls zu denken; viel wahrscheinlicher ist, daß die Demokraten aus dem bisherigen Regierungskreis auscheiden und eine Regierung von Reichspartei, Sozialisten und Zentrum gebildet wird. Eine Eingeständnis der Unabhängigen wäre im Interesse einer möglichst besten Front bei der Friedensunterzeichnung erwünscht, wird aber am Widerstand der Unabhängigen scheitern. In parlamentarischen Fragen kommt man heute nicht ohne

Germann, Müller, Roske oder Eraberger; wahrscheinlich ist jedenfalls, daß ein gut Teil der alten Regierung in die neue übernommen wird.

Derweilen man in Deutschland faßt und sich ausstreckt, ist das deutsche Volk schicksalstunde herbeigekommen. Es gibt kein Drehen und Wenden mehr, die rohe Gewalt, die bisher nur bitterte, die nicht verhandeln ließ, hat uns vor die endgültige Entscheidung gestellt. Zeit kann nur noch

Ja oder Nein gesagt werden

und wer verantwortungsvoll die Dinge sieht wie sie nun einmal sind, kann nichts anderes als Ja sagen. Gestern sprachen wir schon davon, daß, wenn nichts anderes bleibt, als von zwei Weibern zu wählen, man nach dem kleineren greifen muß. Bei zeitlicher Erwägung aller Für und Wider ist das Unterzeichnen das kleinere Übel und im Interesse unseres Volkes werden wir, wenn auch schweren Herzens, in klarer Erkenntnis der realen Lage, unterzeichnen müssen. Das ist diejenige von uns, die die Notwendigkeit einer schließlichen Unterzeichnung von der ersten Stunde an erkannt hatten, konnten und durften das nicht ansprechen, wenn wir die Verhandlungsmöglichkeit gewinnen wollten. In dieser Beziehung hat uns die Taktik der Unabhängigen unendlich geschadet, die, ohne noch den Vertrag gelesen zu haben, bereits mit voller Augenmaß „Unterzeichnen“ brüllten. Einige Verbesserungen, wie die Volksabstimmung in Oberösterreich, sind doch erzielt worden, und wahrscheinlich wäre es den deutschen Unterhändlern gelungen, noch weit mehr herauszuholen, wenn die Unabhängigen nicht mit ihrem Annahmegericht

der Entente zugewandt den Rücken gekehrt

hätten. Eine Ablehnung des gedünkelten Friedensvertrages wäre gewiß unser Untergang. Der geräufelte Feind steht marschbereit und beutetiger an allen Grenzen: In Ost und Südosten der Pole und Tscheche, Belgier, Engländer und Franzose im Nordwesten und Westen. Die Blockade wird bereit gehalten, eger denn je unsere Lebensmitteljahre abzuschneiden, und die Reaktion lauert zum Sprunge gelehrt, unter dem Schutze der Ententebejohrte, die deutsche proletarische Revolution abzuwürgen. Der Zustand, in den unser Vaterland unter der fremden Besetzung gebracht würde, wäre ganz unerträglich: Hunger bis zum äußersten, Keiten an Armen und Weinen, um nach ein oder zwei Wochen dennoch vielleicht ärgere Bedingungen durch eine reaktionäre oder unabhängige Regierung unterzeichnen lassen zu müssen — nein, das wäre ärger noch als alle Weiden der letzten fünf Jahre.

Es wird daher wohl nicht sein, die Hände zu halten, die Rippen zusammenzudrücken — aber mit Ruhe zu überlegen! Wenn auch die neuen Bedingungen immer noch ein Hohn auf die Forderung eines gerechten Friedens, so gering auch die neuen Zugeständnisse sind, so bieten sie doch die Möglichkeit, durch ihre Anwendung und spätere gelegentliche Nachbesserung im Rahmen des Differenzes unsere Wirtschaft wieder auf ein freieres Geleise zu bringen. Sogar eine Ablehnung jedoch, würde diese Aussicht nur verschleppen, mühte aber alle freibewilligen und Arbeiterereignisse der Revolution gänzlich beseitigen; dann würde wir erst in vollster Mahrheit die unglücklichsten Opfer des Weltkrieges geworden.

Die Folgen der Ablehnung wären nicht auszu-denken, die ersten Folgen würden sein, daß in kurzer Zeit in dem kleinen Reich herüber Deutschland nur noch wenige Hungergeister lauten, daß die Arbeiter, fast alle, in die Hände der Besatzungsmächte übergeben werden, daß die Besatzungsmächte mit

bedrogen wir gar nicht weit zu gehen, wir können in Halle bleiben;

nur von Auslandslebensmitteln

leben; wir in den letzten Wochen und wenn die ausbleiben, und nach der Nichtunterzeichnung ausbleiben müssen, was essen wir dann? Frierende und hungernde Massen würden zu Bewehrungspuffen getrieben und die innere Ordnung Deutschlands auf schwerste erschüttert. Die Gefahren dieser Zukunft sind so ungeheuer, daß niemand ledigen Herzens die Verantwortung dafür übernehmen kann.

So ist es gut, daß auch in den einflussreichen Kreisen Klarheit über unser einzig mögliches Handeln geworden ist. Wir haben an dieser Stelle vor uns vorber ein vor dem Unannehmbar gewarnt, für das bedingungslose Unterzeichnen im Stadium der Verhandlungen einzutreten, wäre Verbrechen am Volke gewesen. Die sozialdemokratische Partei, die stärkste Partei Deutschlands, ist sich ihrer Verantwortung dem deutschen Volke gegenüber bewußt, sie wird ihren Weg gehen unbeschadet um das

Gefahren der Kriegsscheiter,

die Deutschland ins Verderben geführt haben und jetzt noch frech und unverschämten genug sind, die zu verhöhnen, die sie zu Heloten der Welt gemacht haben.

Innerpolitisch haben wir zwischen zwei Möglichkeiten zu wählen: Der des stärksten Widerstandes von Links und aus den proletarischen Massen im Falle der Ablehnung, und der eines Widerstandes von Rechts, von jener Bourgeoisie, die trotz der ungeratenen Dumm, die wir ihr tun, in jeder Zeit reichlich frech geworden ist und offensichtlich mit dem Gedanken einer Gegenrevolution spielt. So unarbeitslos beide Eventualitäten im Hinblick auf die innere Ruhe sind, so ergehen uns doch die blutigen Köpfe, die sich die Reaktion bei einem derartigen Versuche holen dürfte, das kleinere Übel gegenüber der bitteren Notwendigkeit, gegen zwei gewaltige Proletariate vorgehen zu müssen.

Die Stunde der Entscheidung.

Weimar, den 19. Juni 1919. BVB meldet: Der Friedensabstimmung der Nationalversammlung tritt am Freitag nachmittags 4 Uhr zusammen.

Berlin, 20. Juni. Die vom Zentrum und den beiden anderen Mehrheitsparteien unterzeichneten Kompromißvorschlüsse, welche die drei Punkte enthalten:

- Ablehnung des Schuldenantrittes, Ablehnung der Auslieferung der Sozialführer und Politiker zur Aburteilung an einen Gerichtshof der Entente, sowie die Erklärung, daß die wirtschaftlichen Bedingungen unersetzbar seien,

werden im „Vorwärts“ für verfehlt erklärt. Verschiedenen Wählern zufolge sprechen sich im Zentrum 70 Abgeordnete für eine solche motivierte Annahme der Friedensbedingungen an. Die Mehrheit der sozialistischen Fraktion erklärte nach verschiedenen Blättern, daß dem Reich in diesem Augenblick nichts anderes übrig bleibt, als dem Vertrag die Unterschrift zu setzen.

Am die Kompromißvorschlüsse.

Weimar, 20. Juni. Das BVB meldet: Die Sozialdemokratie und das Zentrum haben in ihrer zweiten Sitzung abgelehnt, dem Wunsch des Kabinetts Rechnung zu tragen und zu erklären, daß die Friedensbedingungen als abgelehnt zu betrachten seien, wenn der Feind auf die deutschen Kompromißvorschlüsse nicht einginge. Wie verlaunt, haben sowohl die Sozialdemokratie als auch das Zentrum erklärt, ihre Mitglieder aus dem Kabinett zurückziehen zu wollen, falls der Friedensvertrag von der Nationalversammlung abgelehnt wird. Die Demokraten sind bemüht, durch Kompromißvorschlüsse eine Lösung der Krise herbeizuführen oder aber auch für eine Umgruppierung des Kabinetts bis zur Verfügung zu stellen.

Ja oder Nein?

Carlson schrieb das Volksblatt, daß der Vorwärts mit vollen Tönen die Ablehnung propagierte. Das trifft nicht zu. Wohl ist Friedrich Stampfer im

keine Kenntnis fortwährend die Erklärung eingereicht, an-
geboten aber ist die Reduktion in einem Artikel für Unter-
zeichnung eingetreten. Gegen diesen Artikel hat sich Stamper
in einer Erklärung im Korridor gewandt.

Dieser bemerkt nämlich im Namen der anderen politischen
Abteilungen des „Vorwärts“, Redakteur Erich Fritzsche u. a.:

„Der Artikel „Sozialismus“ ist ein ausgeprägter
Redaktionsartikel. Sein Inhalt entspricht der Haltung der
einzelnen politischen Redaktionen. Er stellt die
Redaktion bei in unerschütterlichen Worten mit der
Selbstverständlichkeit ihre Mängel zurückzuführen, um bei den
Unterzeichnern auf keinen Fall die Position unserer Ver-
treter zu schwächen. Nachdem jetzt durch das Ultimatum der
Entente die Situation verändert ist, ersehen aus im Haupt-
bild der letzten Entscheidung ein längeres Schmelzen un-
dies.“

Der Zentralrat für Unterzeichnung.

Am 21. u. 22. Juni. Der Zentralrat der deutschen sozia-
listischen Republik tritt im „Vorwärts“ für die Unter-
zeichnung des Vertrages ein. Es werde niemand in Deutschland
gesehen, dem das „Ja“ wie das „Nein“ nicht als ein ziele-
ndes Schicksalswort erscheine. Jetzt aber könne
nicht mehr abgesehen werden, und der Zentralrat halte
es für seine Pflicht, auszusprechen, daß die Unterzeichnung
als ein Ergebnis der Zwangslage erfolgen müsse.

Bestehende Schuldentreu.

Das deutschnationale Junkertum hat der Leipziger
Straße seit Feuer und Flamme. Vor lauter Entrüstung
und Verzweiflung über jene verfahrenen Deputationspolitik,
die es durch demagogische Aufweckung trieb und sich legt, so
man doch nicht unterlassen wird als sprachlos erweist,
weil es keinen anderen Rat, den Grund ihrer Niederlage
zu verstehen, als in allen Tönen über den Konkurs
„Sozialismus“ zu jubeln. Diese Verleumdungen tun so,
als hätte sie das Rohmetall „Falschbeure“, Quarzener
der Volkswirtschaft, „Verleumdung“ kästigen sie die Regierung.
teure an. Wehr tun sie der Welt nicht mehr als wie der
bellende Hund, der nicht bellt. Wenn können sie noch, da
ihnen das Handeln für diese Zeiten unmöglich ist, und da wir
Tiere sind, wollen wir sie dabei nicht föhnen.

Ein Aufruf der unabhängigen Parteileitung für Unterzeichnung.

Die Parteileitung der U. S. P. erklärt eine Kund-
gebung aus dem Friedensultimatum der Entente, in
der gesagt wird:

Die Entente hat zwar einzelne Willkürungen zugelassen,
doch bleibt das Wert von Versailles ein imperialistischer Gewalt-
friede.

Getreu unserer sozialistischen und internationalen Grund-
sätzen seien wir im Verein mit den Sozialisten aller Länder gegen
jede Vermittlung und die Unterzeichnung.

Aber das deutsche Volk steht heute unter dem durch-
baren Zwang, der ihm durch den Zusammenbruch auferlegt
ist. Dafür tragen diejenigen die Verantwortung, die den Krieg
herausgelockt und so lange anhielt, bis sein Ende bis
zum Eintritt der Katastrophe verreckt hinausgeschoben haben.

Nach einer Aufzählung der Folgen, welche die Nicht-
unterzeichnung zur Folge haben würde, heißt es weiter:

„Obwohl militärische Widerstand wäre Wagnis und würde
nur die zahllosen Opfer vermehren.
Wir unabhängigen Sozialdemokraten lehnen jede Ver-
mittlung ab für die Folgen, die nach innen und
außen durch die Ablehnung des Friedensultimatums entstehen.“

Wir schon man es doch hat, wenn man alle Ver-
antwortung ablehnen kann. Der Aufruf
nimmt in seiner weiteren Folge die Entente-Imperialisten
offen einseitig in Schutz. Vor dem unerlässlichen Ja
oder Nein mag solche Stellung gerechtfertigt sein, ver-
steht man ungeschicklich, das Schicksal der Unabhängigen
sich, schon nach Bekanntwerden der Friedensbe-
dingungen ist bedingungslos zum Untereichen bereit
zu erklären. Das dadurch dem deutschen Volk viel
Schaden zugefügt wurde, wird auch die unabhängigste
Demagogie nicht abstreiten können.

Die imperialistischen Patrioten.

Berlin. (WZ.) Aus dem imperialistischen Schicht
und den antichristlichen Gegenden rechts von Rhein
und in der letzten Zeit eine sich immer ver-
stärkender als in die andere Richtung nach Frankreich
gelmelb. Man hat nach 20 Mark für 100 Franken,
um französische Geld in die Hände zu bekommen. Die
imperialistischen Behörden sind bei dem Verzuge, die
Sanktionen, auf den Widerstand der Besatzungsbehörden
gestoßen, die diese Vorgänge mit allen Mitteln unter-
stützen.

Dortem wird von den französischen Behörden gegen
den deutschen Verfassungsbefehl gehandelt. Er ist näm-
lich von mehreren französischen Offizieren und Soldaten
umgeben.

Aus der sozialdemokratischen und der demokrati-
schen Partei werden Anträge gestellt, um zu verhin-
dern, daß trotz der Wirkung der Vorstrafen politische
und gerichtliche Behörden die Verstraften weiter dadurch
schaden, daß sie bei Abgabe der Personalisten Mittel-
namen über die einzelnen Strafen aus den Registern
mögen, lediglich mit der Bemerkung, daß diese Strafen
gelöst seien, und zwar nicht nur bei Verbrechen, son-
dern auch bei kleinen Übertretungen.

Die Reichsarbeitskammer.

Dernburg will eine „Reichsarbeitskammer“ einrich-
ten. D. h. jeder Arbeitende soll vor Tag eine Ueber-
nahme leisten, von deren Erlös ihm eine Mark abge-
zogen und der Reichskasse zugeführt wird. Das ergibt,
so errechnet man, auf 11 Millionen Menschen eine Jah-
ressumme von 7 Milliarden Mark. In Wirklichkeit
kommt die Steuer darauf hinaus, daß 1. die Arbeit-
erschaft ihrer Arbeitskammer bezahlt wird und 2. jeder,
der nicht das Vergnügen hat, von Renten leben zu
dürfen, als Strafe dafür, daß er ein armer Lump
ist, noch jährlich mindestens 300 Mt. Extrasteuer zahlen
darf. Das machende Regierungsmänner mit solchen
Vorschlägen ist, noch mehr als die Deutschen sind die
Kameradschaften, die in der sozialistischen Partei
sind. Das sozialistische ist die in Kapital reichlich-
aus Ausland gebracht haben, daß der über die
gegründet worden ist, ferner, die den Tiefstand des

Das letzte Wort der Entente.

Berlin, 19. Juni. „Temps“ meldet, daß die
Regierung der Entente beschloßen habe, die Friedens-
bedingungen, so wie sie in den verschiedenen Vorschlägen
ausgedrückt wurden, auch mit den Kaiserlichen und un-
abhängigen Zeit von 2. Juni, im Zusammenhange
diese Bedingungen sind die letzte Wort der Entente.
Die Verhandlungen sind geschloßen in Paris und
Sanktionen in den vorherigen fünf Verhandlungen abge-
schloßen. Am den englischen Blättern zu vernehmen, den
laut der Friedensbedingungen zu lesen, ist die Forderung mit
45 Exemplaren des Vertrages heute nachmittags nach London
abgeschickt. Das in englischer und französischer Sprache ab-
gefaßte Dokument besteht aus 420 Seiten und vier Anheften.

England und Frankreich

ist man im allgemeinen besterheit von der Ententeantwort.
Die Reaktionen gegen die Entente sind nicht genug um-
die Sozialisten halten ihre Proteste in recht schärfstem Ton.
Wiederholungen werden auch einzelne Stimmen hören, die sich gegen
den Gewaltfrieden wenden.

Der Kern zu einem Krieg.

Amsterdam, 19. Juni. (WZ.) Der sozialistische „Daily
Social“ kürzt auf der allgemeinen Friedensbedingungen:
An ihren Kräfte werden sie sie erkennen. Wenn die
herrschenden Mächte Frieden und Abrüstung wünschen, so
sollen sie Frieden machen und abrüsten. Wenn sie an Ge-
rechtigkeit glauben, würden sie auch gerecht handeln, anstatt
nur davon zu sprechen. Tatsächlich haben sie ein Chaos an-
gerichtet und es Frieden genannt. Sie sind den Völkern, die sie
Deutschland vorhalten. Sie treten nicht zurück, die
Deutschland in seinen schlimmsten Zeiten, weil sie fast sind.
Es wird ein neuer Krieg kommen, wenn die Demokratien
nicht zur Macht gelangen.

Bernhard Shaw gegen die Willkürerhebung.

Schon während des Krieges hat der angesehenste
englische Publizist und Dramatiker Bernhard Shaw sein
eigenes englischen Banknoten die Meinung gesagt, wenn
sie gar zu ungrimmig in die Kriegsjahre traten. Nach-
dem die feindlichen Willkür, durch ihre Delegation ver-
treten, sich in Versailles an den Friedensstisch gesetzt
haben, sucht er durch schlüssige Argumente mit einer
Reihe von Freisetzungen und Vergleichen aufzuräumen, die
geeignet sind, die Wahrheit über die Kriegsurachen zu
veranschaulichen und so einen Abbau des Willkürhasses zu
verhindern. „Sands“, „Wüste zur Friedenskonferenz“
sind vor kurzem bei E. Fischer in deutscher Sprache er-
schienen. Diese kleinen, innerlich zusammenhängenden
Aufsätze zur Friedensfrage sind ein außerordentlich
schönes und sehr geeignet, vor allem auch den Deutschen
an einer klaren Darstellung der Sachlage zu veranschaulichen.
Shaw verlangt, daß man endlich die Vergende preisgebe,
England sei unzufrieden und unvorsichtig in den Krieg
gegangen, eine Vergende, die nur den Wert hat, daß es
sich nun innerlich mit einer tugendhaften Entzählung an
den Friedenstisch setzen könne. Das von der eng-
lischen Propaganda verbreitete Märchen vom deutschen
Volke sei mindestens ebenso absurd wie das vom briti-
schen Engel. Der englische Nob verweigere den Deut-
schen das Recht auf christliches Spiel; er fordere mora-
lische Gründe für die Befugnis, die Deutschen bei leben-
digem Leibe zu hängen. Wenn kein britischer Staats-
mann Mut und Charakter genug hat, diese Punkte zur
Ration zu bringen, so möchte Wilson und General
Smith das tun. Unterlassen sie es, so tragen sie die
Schuld an einer Weltkriege, bei der britenfeindliche Kom-
binationen entstehen werden.

Shaw's Schrift ist für allen den Unabhängigen zur
Lektüre zu empfehlen. Hier widerlegt der englische
Sozialist treffend das stehbürgerliche, unabhängige
Gefühl von der alleinigen Schuld Deutschlands an
Weltkriege.

ökonomischen Denkens bei den bürger-
lichen Reformpolitikern. Man könnte sich
damit zufrieden geben mit Rücksicht auf die Tatsache,
daß ein Mensch das Recht, sich unsterblich zu bla-
mieren, auch dann nicht verloren hat, wenn er Mi-
nistre ist. Das Bedenkliche ist nur, daß man aus Furcht
vor dem drohenden Zusammenbruch der Finanzen zur
Mittel greift, die die Unmoral der Steuererhebung in
alle Ewigkeit festlegen wollen. Wenn Dornburg ein
aufrichtiger Mann wäre, so würde er einfach fordern:
Jeder Arbeiter leistet eine Ueberstunde und zahlt außer
den übrigen Steuern noch 300 Mt. Arbeitssteuer. Statt
dessen verlangt man unter Verhüllung patriotischer
Begriffe (Reichsarbeitskammer) ein neues
Arbeitssteuersystem zu schaffen, das dem der indirekten
Steuern in seiner Beziehung nachsteht. Wenn Dorn-
burg so weiter arbeitet, dürfte er das Recht auf einen
langfristigen Erbschaftsurlaub bald erreicht haben!

Sechsmittel für Kinderemittente.

Das vom Reichsernährungsminister aufgesetzte
Problem der „Staffung der Lebensmittel-
preise“, dem in vielen Gemeinden Widerstände aller
Art entgegengetreten, läßt sich in seinem Kerne auf die
Frage zurückführen: „Wie ermöglichen wir es den
minderbemittelten Kreisen des Volkes, die teureren
ausländischen Lebensmittel überhaupt kaufen zu können,
wie das den Wohlhabenden möglich ist.“ Das es
sich bei dieser Frage nicht allein um einen Ausfluß
sozialer Empfinden handelt, sondern um eine sehr
erhellende, nicht zu umgehende politische Tatsachenfrage,
erkennt aus der aus zahlreichen Gemeinden gemeldeten
Tatsache, daß sich dort die wohlhabenden Kreise um die
Erlangung der Lebensmittelmarken bemühen, die von
zahlungsunfähigen Gemeindegliedern nicht aus-
genutzt werden können. Diese wohlhabenden Personen
kaufen nun erhebliche Mengen billigeres Schweine-
fleisch, unbedacht des hohen Preises von 11 Mt. das
Pfund, ein Stück, es lassen es zuzugewinnen oder kontem-
plieren es in Wägen. Mit einer nicht zu bestrafenden
Verhinderung gegen die unbedürftlichen Kreise folge
diesem Beispiel, und es ist nicht, daß die schlechtesten
Kreise der Bevölkerung, die unverschämte Aus-
nutzung der Wohlhabenden durch die Markt-
es müssen Mittel und Wege gefunden werden, wenig-

stens kein zu weichen. Die Entente ist
haben schon jeztelung der Unterzeichnung ihr Opfer
gebracht — diese zu bringen. Ob das mit einer Staffe-
lung der Preise zu erzielen ist, oder ob man das
bedrohende Problem, wie in Schwaben mit besonderen
Voraussetzungen, deren Entzug man zur Untereichen
Vermeidung verwenden, so lösen nicht, aber ob eine die-
sunderbeurteilung der höchsten Einkommen und Ver-
mögen an gleichem Zweck einzusetzen ist, oder ob noch
andere Wege denkbar sind: das ist die Frage des Tages,
die nach rascher Entscheidung drängt und mehr lang-
wierige Ergründungen, noch eingehende statistische Er-
hebungen verträgt. Wo ein Wille, da findet sich auch
ein Weg.

Der Reichswirtschaftsausschuss der Nationalversammlung

beriet am Dienstag den Entwurf einer Verordnung zum
Schutz der Kriegsteilnehmer als
Schuldner. Er wurde unanversändert genehmigt. Hier-
auf wurde die Beratung des Entwurfes einer Ver-
ordnung zum Schutz der Mieter fortgesetzt. Der
Reichswirtschaftsausschuss für Wohnungswejen teilte u. a.
mit, daß vom Reich zur Förderung des Woh-
nungsbaus 500 Millionen Mark zur Verfügung
gestellt worden sind, das es aber an Baukosten fehlte.
Von 18 000 Baugesellschaften waren mehr als 17 000 still.
Der Entwurf wird genehmigt. Bei der Beratung des Ent-
wurfes einer Reichsgesetzgebung wurde mitgeteilt,
daß die Brotvergrößerung im nächsten Jahre noch nicht
aufgehoben sei. Durch den Verlust der Ackerböden im
Frieden würden 25 Prozent des Brotgetreides verloren
gehen. In der Aussprache erklärte Prof. Dr. Heim
(Frt.) die Aufhebung der Zwangswirtschaft bei der
Brotgetreidewirtschaft für instabil. — Prof.
Schubert wendete sich gegen die Zwangswirtschaft
des Hofers und forderte energische Bekämpfung
des Scheinhandels. Die Sozialdemokraten wünschten
dagegen, daß der Hofers auch ferner unter Zwangs-
wirtschaftung bleibe und wendete sich dagegen, die Pro-
quente für die Selbstvergrößerung zu erhöhen, ohne den
Komponenten daselbst zu berücksichtigen. Im Laufe der
weiteren Debatte teilte ein Vertreter der Regierung
mit, daß die Bücher auf einen weniger scharfen Aus-
maß der Brotgetreidewirtschaft als möglich ein-
geschränkt werde, wenn der Ernteertrag zu übersehen ist.
Die Vorlage wird mit einigen Änderungen ange-
nommen.

Kriegsanleihe und Verkauf von Heeresgütern.

Berlin. Die Kriegsanleihe wurde bisher
zum Rennwerte angenommen bei dem Verkauf von
Heeresgütern und von Material im Wert
von Kriegsgeldern, ersteres, weil bei
Ausgabe der 8. u. 10. Kriegsanleihe solches verschrieben
war. Wie wir zum zuständigen Stelle erfahren, hebt das
Reichsfinanzministerium nun diese Verpflichtung
auf, doch sollen die wirklichen Verkäufer
von Anleihen auch weiter das Recht haben, die
genannten Güter mit Kriegsanleihen nach Renn-
wert zu bezahlen.

Gewaltverbrechen in Thüringen.

Wie verschiedene Untersuchungen zeigen, ist der Gewalt-
verbrechen in Thüringen vollständig. Und hat sich der von
Europa aussehenden Bewegung bald angegeschlossen und auch
in Weimar, hat man als Protest gegen das Einrichten
General-Moorders die Arbeit nieder- und den Sozialtrieb
abgelegt. In Erfurt selbst scheint es zu einer Verhängung
gekommen zu sein und auch in Weimar verhandelt eine
Abordnung der Stellleitung mit den betreffenden Regie-
rungsstellen.

Angriffe auf Reichswehretuppen.

Berlin, 18. Juni. In letzter Zeit sind wieder ver-
mehrte Angriffe auf Angehörige der Reichswehr vorge-
kommen. In der Nacht vom 31. Mai zum 1. Juni wurde
ein Zivilist aus Oberhambeweide durch einen Schuß am
rechten Oberarm verwundet und in das Kranken-
haus Königsplatzverbanen eingeliefert. — Am 6. Juni
erhielt ein Wehretuppen auf dem Wege nach Zeitz
aus dem Hinterhalt Feuer. Die darauf an Gist ge-
rufenen Patrouillen hatten ein verletztes Feuerge-
schütz mit dem Gefährten darzueifuchen, wobei ein
Mann durch Streifschuß verwundet wurde. Ferner sind
in der letzten Zeit vielfach Fernspreckleitungen in der
Gegend Grünau und Zeitz unwillkürlich gestört wor-
den, so daß Anordnung strenger Maßnahmen nötig
wurde.

Zum „Attentat“ auf Nabel.

Die von der Reichswehrbrigade 29 vorgenommene
Unterfuchung hat festgestellt, daß aus der Flammen-
werferfabriker kein Schuß auf Nabel abgefeuert worden
ist und daß nur eine einzige Augenklappe gefunden wurde,
und zwar die des Schusses, der von einem unvorsichtigen
Soldaten auf einem der dortigen Kasernenhöfe in die
Wust abgegeben worden ist und in die Wüste Nabels
zurückgefallen war. Infolgedessen ist die Regierungsges-
taltung, die in jenen Kasernen untergebracht sind, noch
einmal das bekannte Schießverbot streng eingehalten
worden.

Kommunistische Winde gegen radikale Sozial- demokraten in Wien.

Wien, 18. Juni. (Korr.-Bureau.) In der gestrigen
Reichsdeputationsversammlung wegen der
blühenden Vorgänge am letzten Sonntag
erklärte Friedrich Adler, es könne kein Zweifel
bestehen, daß mindestens ursprünglich ein gewisses
Vorgehen zur Kräftigung einer Arbeiterpolitik beabsichtigt
gewesen sei, wofür auch die amtliche Mitteilung
spreche, daß tausend ungarische Notgeldnoten an der
Grenze standen, um am 18. Juni einzurücken. Ein-
wandel stehe fest, daß 100 000 Kronen für die Ausföherung
der sozialdemokratischen Staatsföherung
geworden seien. Bei den eingelegten Ordnern der Kom-
munisten habe man Revolver gefunden. Die Stadt-
verfassung habe unzuföher bündig geschlossen und erst nach
Schloßen von Notgeldnoten und nach neuerlichem Vorföher
men der Menge Geldern abgegeben.

Widerstand der kommunistischen Regierung.

Wien, 18. Juni. (Korr.-Bureau.) Infolge Widerstandes
der Kammer ist das italienische Rohmetall zurückgekehrt.



Grete Tillinger

Roman von Alfred Döbl

(Fortsetzung)

Die Schwester halte in Grete hineingekaut, da der Meister Tillinger auf dem Siechbett lag. Die Tochter, so weh ihr zumute war, konnte sich nicht genug tun, den Tobkranken aufzuheitern und das Kämpflein der Hoffnung in ihm zu entgänden. Der Meister schied hin, hatte der Schmerz Grete stumm gemacht. Hernach war's ihr ein Trost, über den Vater zu sprechen. An seiner unerschütterlichen Ruhe hatte sie einen Halt gehabt, wenn ihr Gleichmut ins Wanken kam. Hatte er etwas an ihr auszufragen, hielt er mit seinem Tadel nicht zurück. Doch quälte er sie nie mit übertriebenen Reden, was sie zu tun und zu lassen hatte. Sie war erwachsen. Das achte er. Vater und Tochter standen zu einander wie gute Freunde. Kein Wunder, daß der Tod des Meisters Grete doppelt schwer traf. Nur aus ihrem Verlassenheitsgefühl war's zu erklären, daß sie zur bösen Stunde den Metzger geheiratet hatte.

Die Schwester ging, Ludwig sann ihren Worten nach. Den Kelch bis auf die Hefe zu leeren, war Gretes Los. Bieviel Ueberwindung mochte es sie gekostet haben, bis sie als Angestellte hinter den Ladentisch trat! Hätte er sie nicht im Stich gelassen, hätte ihr Leben einen anderen Lauf genommen. Ohne daß er sich darüber klar wurde, wie er es ins Werk setzen sollte, lebte er sich in die Vorstellung hinein, es müßte für ihn eine Möglichkeit geben, der Hartgetroffenen zu helfen. Die Erinnerung führte ihn all die Wege wieder, die er mit ihr gegangen war, durchklang ihn wie eine wunderbare Melodie.

Frau Bold, die ihren Sohn vor jeder Aufregung beschützen wollte, hatte ihm verschwiegen, daß Grete in Armut und Abhängigkeit geraten war. Als sie im Zwiegespräch mit einem guten Glöppchen ins Zimmer trat, erfuhr sie, daß Schwester Trina aus der Schule geplaudert hatte. Indessen gewartete sie an ihrer Verwunde-

rung, daß Ludwig keineswegs niedergeschlagen war, vielmehr meinte, er fühle sich weit wohler, er hoffe, bald ganz gesund zu sein.

„Gut Mutter,“ sprach er, „vordem ich krank war, hab ich nur über meine Kunst-einbünd' sineliert. Jetzt weiß ich, ich hab noch was Wichtigeres zu tun: ich darf nicht

Der Altmeister Röhmann hatte als Rentner in Nidda nicht gewußt, wie er seine Zeit totschlagen sollte, war nahe daran gewesen, aus lauter Sangeswelle müßiglich zu werden. Nun hatte er seine Beschäftigung, war munterer und beweglicher denn je. Den Betrieb hielt er in seinen alten Grenzen. Er sah die Kasse gefüllt und legte Geld auf die hohe Kante. Vorläufig dachte er nicht daran, für die Metzgerel einen Käufer zu suchen. In Nidda bei seiner Tochter war er das fünfte Rad am Wagen gewesen. Dazu kam, daß sein Schwiegerjohn ein Streithammel war, dem er am liebsten aus dem Wege ging. Jetzt hatte er seinen Frieden. Die Grete umgab ihn mit einer Aufmerksamkeit, die er seit dem Tod seiner Frau vermist hatte. Es war eine Staatsperson, die Grete, geschult, praktisch und von gutem Gemüt. Daß Theobald, der Hornochs, den Wert einer solchen Frau verkannt hatte, war nicht zu begreifen. Eins beunruhigte den Altmeister. Die Grete war wie ein Schatten an der Wand. Die frische Luft fehlte ihr. Die drauhte der Mensch, wenn er nicht vertlimmern sollte. Er irte und irte. Hin und wieder machte sie in der Stadt eine kleine Besorgung. Sonst setzte sie keinen Schritt vor die Tür. Er hatte sich jetzt hinter den Lehrer Rahn gestellt. Vielleicht, daß der es fertig brachte, ihren Diktopf zu brechen. —

„Der Höppner in Stornfels hat die Häute und läßt nichts von sich hören.“ Sprach der Altmeister eines Sonntags zur Grete. „Der Quackeler zieht gern ab. 's ist am besten, ich mach ihn. 's ist ein schöner Weg da

hinan. Gehn Sie mit?“

„Der Lehrer Rahn hat mir sagen lassen, er hol' mich ab,“ erwiderte Grete. „Er will mit mir nach dem Jägerhaus!“

„Ei, er, der Herr Rahn!“ tat der Altmeister erstaunt. „No, das freut mich. Hüften Sie sich emol oedenlich aus. Dann kriegen Sie wieder Fark. Das Stücken macht kräuterlich!“



Der Garten

Ein jeder nennt einen Garten sein
Und läge er auch nur im Herzen drein.
Ein jeder hat sein blumiges Beet,
Zu dem er am Abend in Andacht geht,
Das er betreut und das er bestellt
Und legnend die Hände darüber hält.
Es ist kein Mensch so rauher Art,
Daß er nicht einmal zärtlich ward,
Daß er — und läg der noch so versteckt
Den Garten in seiner Brust entdeckt
Und zu ihm flüchtet in Not und Pein,
Um seiner Habe glücklich zu sein.

Leo Heller.

ruhen, bis ich der Grete aus ihrem Ungemut helf'.“

„Das wäre mein größter Wunsch!“ sagte Frau Bold, das Gesicht von einem frohen Erstaunen erfüllt. „Aber zwischen Dir und der Grete steht viel. Wenn Du das überseht schaffst, soll Dir nicht leid sein, was Du in den Wochen durchgemacht hast!“

Nachmittags wartete Grete auf den Behrer. Der kam nicht. Endlich schickte er einen Boten. Seine Schwester aus Orl hatte ihn mit ihrem Besuch überrascht. Der Ausflug sollte bis zum künftigen Sonntag verschoben werden.

Grete beschloß, allein zu gehen. Ohne daß ihr jemand begegnete, gelangte sie ins Freie. Sie überschritt den Bach. Nach einer halben Stunde gemächlichen Wanderns nahm der Wald sie auf. Mächtige Buchen überwölbten den Pfad. Durch die Zweige rieselte das Sonnenlicht, warf sich in goldenen Lupfen auf den Boden. Hellgrüne Prachtblüthen hingen an den Stämmen hin und her. Bunte Schmetterlinge flogen vorüber. Waldvögelchen und Ehrenpreis schmückten den Grund. Sowohl die Augen trugen, leuchtete ein Meer von Farben.

Grete entging nichts, alles umfaßte sie mit Innigkeit. Begierig atmete sie die frische Luft. Die Natur machte Rast. Mit festen Schritten ging sie weiter.

Eine Lichtung tat sich auf. Ritzenrinne trümmerte ein kleiner Weiher. Bauschilfblüthe lagerten ringsher. Dornstacheln hängen Rankkräuter in gewaltiger Fülle.

Grete schlug die Richtung nach dem Jägerhaus ein. Von dorther kam ein Mann. Langsam, mit schleppenden Schritten. Nun erkannte sie ihn: es war Ludwig. Sein Blick war trüb. Sie sah ihm das Blut zum Herzen strömen. Die Krankheit hatte er überstanden, das Leben — das sah man — fiel ihm noch schwer. Am besten sie lehrete um. Sacht, sacht! Sie hatte die Begegnung nicht zu scheuen. Wenn er sie grüßte, grüßte sie ihn wieder. Damit war's abgetan.

Er kam näher. Zog mit einer unsicheren Bewegung den Hut.

So gottverbärmlich sah er aus, daß sie, von Mitleid ergriffen, alle Bedenken vergaß und das Wort an ihn richtete.

„Du warst krank, Ludwig?“

„Ja“ sagte er mit zitternder Stimme.

„Du hast lang gelegen?“

„Ueber drei Wochen. Dann bin ich aufgestanden und muß mich wieder legen.“

„Aber jetzt machst du's?“

„Ja. Ich bin schon ein paar mal draußen gewesen.“

„Du darfst nicht gleich über Deine Kräfte gehen.“

„Die Schwäche geht mir noch arg an.“

„Die Natur hilft sich selbst. Man muß ihr nur Zeit lassen.“

„Das ist wahr.“

„Und manchmal ist's so, daß man nach einer Krankheit viel gesunder wird.“

„Das hoff ich.“

„Ich wünsch Dir gute Besserung!“

Sie wandte sich zum Gehen. Sein bittender Blick hielt sie fest.

„Gott sei Dank, Grete, daß ich Dich hier treff. Tag und Nacht hab ich überlegt, wie ich's anfangen sollt, daß ich Dich einmal frech!“

„Sie tat einen Schritt zurück.“

„Ich wüßte nicht, was Du mit mir zu sprechen hättest. Daß Du ohne Deinen Willen in das Unglück am Baumstumpf hingingekommen bist, brauchst Du mir nicht zu sagen. Das hab ich gleich für gewiß genommen.“

„Eine läche Rede überstog sein Gesicht.“

„Dessenhalben, Grete — so hast mich's mitgenommen hat — fühl ich mich ganz frei. Aber sonst hab ich wegen Dir ein kleines Gewissen. Glaub nicht, daß ich

neben dem Herz her red. Ich müßt mein Leben lang auf den Kohlen laufen, wenn ich nicht vor Dir aufbeu, was mich von Dir abgebracht hat!“

„Eine Falte trat auf ihre Stirn.“

„Das ist vorbei!“

„Er legte die Hand auf die Brust.“

„Für mich nicht, Grete! Du weißt nicht, in was für einer Not ich bin. Und wie's mich quält. Einmal muß es lautbar werden!“

„Nein, Ludwig!“ wehrte sie ab.

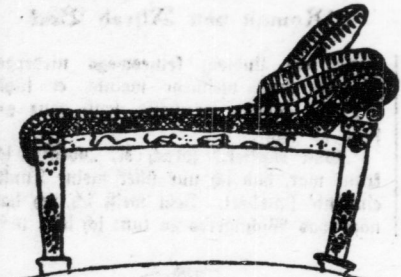
„Ganz gebrochen schaute er zu ihr auf.“

„Ich hätte Dich, Grete, hör mich an!“

Er hatte der Treue ins Gesicht geschlagen, waren ihre Gedanken, hatte ihr junges Leben verblüht. Die Bewußtlosigkeit war's, die aus ihm sprach. Das Böse bestrafte sich selber. Sollte sie ihr Ohr ihm verschließen, wo er so elend, so hilflos war? Das wollte, das konnte sie nicht.

Dichtbei lag ein Strohholz geschichtet. Daran lehnte er sich, indes sie vor ihm stehen blieb.

„Bahrstehens meinst Du, ich war kühn und gaulig gewesen,“ begann er.



Ruhelager mit Polstern und gestickten Kissen (nach einem griechischen Vasenbild)

„Ich will Dir's gestehen: ich war viel schlechter. Mir ist das Schlimmste passiert, was einem Menschen passieren kann. Ich hatt die Achtung vor mir selber verloren. Du in Deiner Reinheit weißt nicht, was das heißt: die Sünde auf dem Rücken tragen, in wähernder Blag und Bangigkeit sein, die Schandlasterlichkeit verfluchen und doch nicht widerstehen können!“

Er atmete schwer. Um seinen Mund legte sich ein bitterer Zug.

Mit voller Offenheit erzählte er ihr, wie ihn die Frau seines blinden Freundes in ihre Schlingen gelockt hatte, wie er tiefer, immer tiefer gesunken war und in seiner Bemerkung nicht mehr den Mut gefunden hatte, an sie zu schreiben. Wie er sich dann endlich losriß, wie ihn an dem Tag, ja in der Stunde, da er heimfahren wollte, das Telegramm erreichte, das ihn an das Sterbelager seines Vaters rief.

Daß er der Wahrheit keinen Mantel umhängte, dachte Grete, daß er aufrichtig seine Vergehung bekannte, nicht den leiseften Versuch machte, sich weiß zu brennen, minderte seine Schuld.

„Ich wüßte einen neuen Weg in der Heimat gehen,“ fuhr er fort, „der war mir versperret. Dem Vater konnte ich die Hand nicht mehr geben, Du warst versprochen. Nur meine Mutter hat's sellemal gemerkt, wie unglücklich, wie verzweifelt ich war. Ich hatt einen Etel vor dem Leben. Aus dem Geschäft macht ich mir nichts. Wenn mir der Gesell was sagen tat, hatt ich's in der nächsten Minut vergessen. Ich war ganz verwerget. Manchmal meint ich, ich käm vom Verstand. Da war's meine Mutter, die mich aus der Bedumpftheit zog und nicht nachließ, bis sie mich zur Arbeit brocht. Dabefür muß ich ihr ewig dankbar sein. Ich warf mich auf meine Kunst. Die braucht einen ganzen Mann. Ich war ein schlechter Handwerker, ward geschmäht. Dadrin lag mir nichts. Ich spann mich ein, 's war gewiß kein verkappter Stolz. Draußen wird man beschneiden. Ich wußt, was ich für ein Bernwert noch vor mir hatt. Die Mutter ging um mich herum. Hielt alles von mir ab. Dann kam die schreckliche Nacht und das Nachspiel mit dem Gericht. Ich hatt nur einen Gedanken: „Die Grete, die Grete!“ Die Krankheit tat mich belangen. Erst von der Schwester Irina hab ich erfahren, in was für einer Lag' Du bist, wie das Unglück Dich gepackt hat und nicht mehr loslassen will!“

Er hielt inne, trat an sie heran und ergriff ihre Hand.

„Daß ich mich beschämen will, Grete, schüßst Du mir wohl nicht zu. Und wirft's nicht das auftraffen, wenn ich Dir sag: ich hab mein Brot und hab noch mehr. Nimmst Du's von einem an, daß er Dir hilft, bin ich dir. Nächste dazu!“

„Ludwig,“ erwiderte sie, ihre Hand ihm entziehend, „ich weiß nun, wie alles mit Dir gekommen ist. Und das ist mir lieb. Für Dich. Und für mich. Das Unglück geht an keinem vorüber. Jetzt triffst's mich. Ich halt still und trag's. 's scheint, Du kennst mich nicht mehr. Ich laß mir nicht helfen. Von Dir nicht. Von niemand nicht. Ich helf mir selbst!“

Von der Stadt her näherten sich Leute. Da schied sie von ihm und setzte ihren Weg fort.

Die Worte ihres alten Lehrers klangen ihr im Ohr: „Die Menschen können einem sehr wehthun, und man muß doch wieder Zutrauen zu ihnen fassen!“ Dem Ludwig nicht zulieb und zuleid gesprochen: war er schlecht? Was er in Stuttgart getan hatte, mochten andre junge Leute vielleicht gar nicht als Sünde betrachten. Ihn marterte es, und es ging ihm nach. Daß er sich nicht getraut hatte, ihr zu schreiben, offenbar, daß er nicht heucheln konnte. Er war nicht schlecht. Gut, daß er sein Gewissen erleichtert hatte: sie würde inständige ohne Groll an ihn denken.

Beim Abendessen erzählte Ludwig seiner Mutter, daß er Grete gesehen und gesprochen hatte.

„Ich hab einen frischen Anfang geseht,“ sagte er, „aber frag mich nicht mehr!“

Frau Ibold schnappte kein Wörtchen heraus. Sie sah, daß Ludwig, was sie auf den Tisch brachte, mit Appetit verzehrte und gehobenen Herzens war. (Fortsetzung folgt.)

Unter Hausrat

Das eigentliche Hausgerät der alten Griechen und Römer, das Mobiliar, war, wenn man es mit demjenigen späterer Zeiten vergleicht, einfach und wenig vielseitig. Man beschränkte sich auf Betten, Sofas, Stühle, Tische und Truhen. Diese Möbel waren nicht wie bei uns in erster Linie Fabrikate der Tischler; an ihrem Entstehen hatten vielmehr, in gleichem Maße wie die Schreiner und Drechsler, die Metallarbeiter mitzuwirken, ja, viele Möbel wurden leblich von diesen hergestellt, so die zahlreichen Bronzefische, Truhen usw. Bei sehr reichen Möbelausstattungen spielte auch das Silber eine Rolle, ebenso Eisen und Warrmor. Die Tischler verwendeten zumest das Holz

der Eiche, Buche, Esche, Palme, des Ahorns und des Lebensbaumes. Sie übten die Kunst des Furnierens, von der sie besonders an Betten und Sofas Gebrauch machten. Das natürliche Kumpfenfinden, das in der Antike dem schlichtesten Handwerker innewohnte, verzehrte sich mit einem feinen Gefühl für die Verbindung des Zweckvollen mit dem Schönen. So kam es, daß schöne und hübsche Formen nicht nur, wie in unserer Zeit, bei teuren Geräten anzutreffen waren, sondern daß auch die Möbel und Gebrauchsgegenstände der einfachen Haushaltungen formvollendet und gut waren. Sie bestanden aus einfacherem Material, wiesen weniger kostbarem Holz auf, im übrigen aber waren sie gleich liebevoll und schön gearbeitet. Die antike Handwerkskunst liebte es die Beine der Möbel Tierfüßen nachzubilden, ein Gebrauch, welchen sie aus der orientalischen und ägyptischen Kunst übernahm. Die Griechen benutzten hierzu mit Vorliebe die Formen der Löwen und Panther und die der anmutigen Rehe und Hirsche. Auch Tierköpfe und ganze Tiergestalten wurden zum Schmuck der Möbel nachgebildet. So findet man Greife, Sphinxen usw. häufig verwendet. Eines der wichtigsten Möbel, das Bett, finden wir im kaisischen Hause in verschiedener Form. Da ist zunächst die einfache Brutsche, ein dankähnliches Gestell, das aber statt des Sitzbrettes Gurte hatte, auf welche die übliche Matratze gelegt wurde. Daneben das Bettgestell mit Kopflehne, dasjenige mit Kopf- und Fußlehne und als letztes das Bett mit Kopf- und Fußlehne sowie einer Rückwand. Aus dieser Form entwickelte sich das Sofa, das zum bequemem Ausruhen am Tage bestimmt war. Es war jedoch kein Polstermöbel in unserem Sinne, sondern aus Holz oder Metall hergestellt. Die Arbeit des Tapezierers bestand lediglich in der Herstellung loser Kissen, welche auf das Kubelager gebreitet wurden. Die Sofas, die häufig auch in der Art unserer Chaiselongue nur eine Kopflehne besaßen, spielten eine wichtige Rolle bei den Mahlzeiten, welche liegend eingenommen wurden. Kleine bewaltete, niedrige Tischchen wurden dann vor die Kubelstätten geschoben. Meist waren die Epheesofas besonders groß, denn sie mußten häufig drei Personen zugleich dienen, welche schräg nebeneinander darauf lagerten. Die Römer hatten außerdem das Studiersofa, auf welchem liegend sie lasen und schrieben. Auf diesem Möbel aufgebahrt wurde bei einem Todesfälle der Verstorbene den Freunden gezeigt, ja, man trug den Toten sogar häufig darauf zur Verbrennung. Die Kissen, mit welchen die Sofas belegt wurden, waren aus schönen, farbigen Geweben und oft mit bunten Stickereien verziert. Sie waren in reichlicher Menge vorhanden und verbüllten im Verein mit reichen Decken sehr oft das ganze Holz- oder Bronzegestell. Bei den pompejanischen Ausgrabungen fand man übrigens auch Betten und Sofas, die aus Stein gemauert waren. Derartige harte Lager bedurften besonders reichlicher Kissen und Matratzen. Für Kinder und Sklaven hatte man an Stelle der Sofas Holzbank, zu meist ohne Lehne. Die Tische, die nur für die Mahlzeiten gebraucht wurden, waren klein und niedrig. Jeder der Mitessenden hatte sein eigenes Tischchen, doch kam es, besonders bei den Römern, auch vor, daß sämtliche Personen von einem größeren gemeinsamen Tisch gelagert waren. — Es gab vieredrige, runde und ovale Tische, solche

mit vier, mit drei Beinen oder auch nur mit einem. Außer den Esstischen hatte man auch Trinktische, die noch niedriger und zierlicher waren, sie dienten lediglich dazu, den Rastisch und das Trinkgefäß aufzunehmen. Eine andere Art von Tischen fand sich in Pompeji, die Schen- oder Arbeitstische, schwere, vielsch aus Marmor hergestellte Tische, auf denen die Speisen angerichtet und kostbare Gläser und Gefäße zur Schau gestellt wurden. Den Schmuck dieser Tische verleierte man nicht auf die Platte, die ja zum Tragen bestimmt war, sondern auf die Füße, welche man reich mit Schnitzereien ver sah. Leicht und geistig konstruiert waren die Stühle. Vom einfachen vieredrigen Holzstuhl ohne Lehne, dessen Sitz etwas vertieft war, bis zum behabstet und zum prunkvollen Thronessel gab es eine Fülle anmutiger Formen. Auf Tafelbildern, die uns ja so viel Wissenswertes aus jener Zeit

den Schmuck und das Ged rathielten, wurden zumeist im Schloßgemach der Ehegatten aufbewahrt. Im ausgegrabenen Pompeii fand man neben solchen Holz- und Bronze- tischen auch Reste von aufrehtstehenden Schränken und Spuren von Wandhängen, d. h. von Rischen, welche mit mehreren Bretterlagen versehen waren. C. C.

Famillengeschichte

Von Hans Schmidlung.

II. Die Geschlechtermenge.

In der nachstehenden Tabelle ist versucht worden, auf das Genaueste arithmetisch überblicklich zusammenzufassen. Natürlich geben wir das unjere Jangen nicht in die Hand, oder wenigstens erst dann, wenn sie selbst Verjunde mit solchen Zusammenstellungen gemacht haben, und dies um so mehr, als man ja oft das in sehr verschiedenartiger Weise antögen kann. So soll denn auch unsere Tabelle nur ein nächster Versuch und Vorschlag sein, der noch dazu durch den unjeren Eintrag der Generationenlänge erst recht unerbittlich aufzuweisen muß.

Der Sinn der Tabelle ergibt sich also daraus, daß wir uns die Nummern der Generationen nach aufwärts oder rückwärts und zugleich mit ihnen identisch, die der Schwachbreitfelder ansehen (von XX

an nur noch in Sprünge) Die zweite der lotrechten Reihen gibt die entscheidende arithmetische Grundlage: die Potenzen von 2. Die dritte Reihe enthält die Anzahl der Personen, die sich aus diesem Potenzenansatz ergeben; in welche Abgründe sie uns führen, sehen wir bald mit schauerndem Auge.

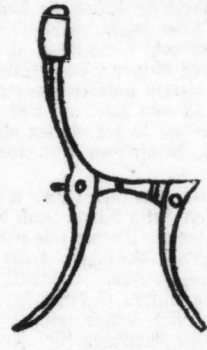
Tabelle der Generationen nach rückwärts und der verdoppelten Körner auf dem Schwachbreit.

Nr. der Generation (n. des Schwachbreitfeldes)	Zeit seit dem Jahr 1917	Zahl der Personen (und der Körner)	Hauptjahr
I	0	1	nach Chr. 1917
II	1	2	1808
III	2	4	1810
IV	3	8	1811
V	4	16	1812
VI	5	32	1774
VII	6	64	1745
VIII	7	128	1717
IX	8	256	1698
X	9	512	1689
XI	10	1024	1681
XII	11	2048	1672
XIII	12	4096	1674
XIV	13	8192	1645
XV	14	16384	1626
XVI	15	32768	1607
XVII	16	65536	1588
XVIII	17	131072	1569
XIX	18	262144	1550
XX	19	524288	1531
XXX	20	(Millionen): 522 670 912	1512
XL	21	(Millionen): 540 786 314 688	1493
L	22	(Millionen): 562 949 653 421 328	1474
LX	23	(Millionen): 578 492 738 246 424 688	1455
LXIV	24	(Millionen): 9 228 972 000 264 776 000	1436
LXXX	25	(Millionen): 9 228 972 000 264 776 000	1417
LXXX	26	(Millionen): 9 228 972 000 264 776 000	1398
XC	27	(Millionen): 9 228 972 000 264 776 000	1379
C	28	(Millionen): 9 228 972 000 264 776 000	1360
CL	29	(Millionen): 9 228 972 000 264 776 000	1341
CXC	30	(Millionen): 9 228 972 000 264 776 000	1322
CC	31	(Millionen): 9 228 972 000 264 776 000	1303

Die vierte Reihe enthält die Jahre, in denen wir eine einzelne Generation als lebend oder als „blühend“ oder als eben geboren ansehen wollen. Dabei gehen wir wieder von dem Jahr 1917 aus, kommen nach sieben Generationen bei der achten zurück zum Jahr 1717, mit 100 Generationen zurück zum Jahr 612 vor Christus. mit



Tisch (pompejanisch)

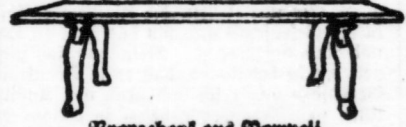


Griechischer Lehnstuhl



Antike Fußbank

übermitteln, finden sich zahlreiche Nachbildungen solcher Stühle. Da sind Sessel mit reich gedrehten Füßen, daneben metallene Stühle mit zierlichen, glatten Beinen, dann Klappstühle, ähnlich dem System unserer Feldstühle. Sie entstammen dem ägyptischen und orientalischen Hausrat und wurden bei Ausgrabungen häufig mitgenommen. Meist trug ihn ein Sklave dem Herrn nach, damit dieser unterwegs bei Ansammlungen oder Vorträgen jederzeit einen bequemen Platz hatte. Eine besonders in Rom übliche Art des Stuhles war das Bistellum, ein breiter Doppelsessel ohne Lehne. Zu diesem, wie zu dem gleichfalls sehr hohen Thronessel gehörte meist eine Fußbank. Niedrig und weitaus bequemer waren die Lehnstühle, welche der Form unserer Sessel und Stühle sehr verwandt sind. Besonders prunkvoll waren die Thronessel, welche reiche Eisenbeschmierungen und Einlagen



Bronzebank aus Pompeji

auswiesen. Eigentliche Schränke in unserem Sinne kannte die Antike nicht. Da die Kleidungsstücke meist aus Lächern bestanden, die um den Körper drapiert wurden, brauchte man zu ihrer Aufbewahrung lediglich Kästen oder Truhen, in welche sie zusammengepackt gelegt wurden. Diese Truhen für die Kleider, die Wäsche, den Schmuck und die Kostbarkeiten waren mit beweglichem Dedel versehen und wurden durch ein künstlich geknüpftes Band verschlossen. Oft waren sie von tierischer Arbeit. Reliefs in Holz und Eisen dienten ihnen zum Schmuck. Berühmt ist von derartigen Truhen die „Kiste der Kypselos“ in Olympia. Daneben gab es jedoch auch zahlreiche einfachere Kästen, die mit Eisen beschlagen waren. Dielenen Truhen, welche

die übliche Matratze gelegt wurde. Daneben das Bettgestell mit Kopflehne, dasjenige mit Kopf- und Fußlehne und als letztes das Bett mit Kopf- und Fußlehne sowie einer Rückwand. Aus dieser Form entwickelte sich das Sofa, das zum bequemem Ausruhen am Tage bestimmt war. Es war jedoch kein Polstermöbel in unserem Sinne, sondern aus Holz oder Metall hergestellt. Die Arbeit des Tapezierers bestand lediglich in der Herstellung loser Kissen, welche auf das Kubelager gebreitet wurden. Die Sofas, die häufig auch in der Art unserer Chaiselongue nur eine Kopflehne besaßen, spielten eine wichtige Rolle bei den Mahlzeiten, welche liegend eingenommen wurden. Kleine bewaltete, niedrige Tischchen wurden dann vor die Kubelstätten geschoben. Meist waren die Epheesofas besonders groß, denn sie mußten häufig drei Personen zugleich dienen, welche schräg nebeneinander darauf lagerten. Die Römer hatten außerdem das Studiersofa, auf welchem liegend sie lasen und schrieben. Auf diesem Möbel aufgebahrt wurde bei einem Todesfälle der Verstorbene den Freunden gezeigt, ja, man trug den Toten sogar häufig darauf zur Verbrennung. Die Kissen, mit welchen die Sofas belegt wurden, waren aus schönen, farbigen Geweben und oft mit bunten Stickereien verziert. Sie waren in reichlicher Menge vorhanden und verbüllten im Verein mit reichen Decken sehr oft das ganze Holz- oder Bronzegestell. Bei den pompejanischen Ausgrabungen fand man übrigens auch Betten und Sofas, die aus Stein gemauert waren. Derartige harte Lager bedurften besonders reichlicher Kissen und Matratzen. Für Kinder und Sklaven hatte man an Stelle der Sofas Holzbank, zu meist ohne Lehne. Die Tische, die nur für die Mahlzeiten gebraucht wurden, waren klein und niedrig. Jeder der Mitessenden hatte sein eigenes Tischchen, doch kam es, besonders bei den Römern, auch vor, daß sämtliche Personen von einem größeren gemeinsamen Tisch gelagert waren. — Es gab vieredrige, runde und ovale Tische, solche

100 Generationen bis in das Jahr 3760 vor Christus, also in die ältesten Zeiten des sogenannten „Geschichtlichen“. Wollen wir uns noch überdies einen arithmetischen Spaß machen, so finden wir bei der vierten Generation nach aufwärts oder rückwärts eine Vorflur bei den Großeltern, in der fünften Generation zwei solche „Ur“, in der zehnten sieben solche „Ur“. Das gleiche gilt dann für die Kinder: in der vierten Generation stehen unsere Urenkel, in der zehnten Generation die Enkel mit siebenmaliger Vorflur „Ur“.

Längst aber haben mindestens einige unter uns schon den Kopf geschüttelt, ob denn jemals auch auf der gesamten Erde so viele Milliarden und Billionen usw. bis zu einer Dezillion gelebt haben, wie es unsere Tabelle haben will, oder gar daß so viele Leute lust unsere Urkunden waren. Auf der ganzen Erde leben ja jetzt kaum 2 Milliarden Menschen, und selbst bei diesem Gedanken allein kann man schon ein bißchen einen Schwindel bekommen. Wo steckt da der Fehler?

Vielleicht war der Erfinder des Schachspiels bei der Annahme der königlichen Gnade so gütig, zu sagen, daß es ihm gar nicht darauf ankomme, wirklich so viele Erbsenkörner in sein Eigenum zu nehmen, wie die Rechnung es verlangt. Er begnügte sich vielleicht mit der allerdings schon außerordentlich schwer auszuführenden Bitte, ihm bloß auszurechnen, wieviel Körner denn auf jedes Feld bis zum letzten kommen sollten, und dann wollte er vielleicht den „Erbverlust“ geradezu mit erleichterter Gemüts tragen. Wenn die Erbsen „ineinander heirateten“? d. h.: wenn je ein Erbsenkorn genug sein sollte als bloßer Repräsentant für viele?

Wenn A keine Base B heiratet, z. B. die Tochter des Bruders seiner Mutter, so hat natürlich jede dieser Personen zwei Eltern, ihre Kinder also vier Großeltern, acht Urgroßeltern usw. Nun sind aber die Eltern der Mutter des A die nämlichen Personen wie die Eltern des Vaters von B. Folglich besitzen die Kinder von B und A nur in der theoretischen Rechnung acht Urgroßeltern, in wirklich verschiedenen Personen jedoch lediglich sechs. Man nennt dies einen „Ahnenverlust“ und sagt, daß er 25 Prozent beträgt, wenn von acht Ahnen zwei „verloren“ sind.

Das ist einer der stärksten Fälle dieses vielerberbenen Ahnenverlustes, der sich durch das „Ineinanderheiraten“ ergibt. Heiraten nicht die nächsten Vettern und Basen, sondern die, deren Großeltern erst Geschwister waren, so ist der Ahnenverlust entsprechend geringer. Derart viel aber kommt namentlich bei solchen Familien, die eine verhältnismäßig geringe Auswahl des Heiratens haben, so regelmäßig vor, daß von den 32 Ahnen der 6. oberen Generation (für uns aus dem Jahre 1774) regelmäßig einige fehlen. Je höher hinauf, desto wahrscheinlicher oder ausgedehnter ist ein solcher Ahnenverlust. Er kann sogar bis knapp an die 100 Proz. herankommen, und das muß auch tatsächlich der Fall gewesen sein, da wir sonst unmöglich bis zu den potenzierten Millionen kommen können, die unsere Tabelle zeigt. Gar erst die Abstammung des ganzen Menschengeschlechtes von einem einzigen Paar ergibt geradezu eine Umkehrung des Anwachsenden der Zahlen in unserer Tabelle: danach werden die Menschen nicht, wie es aus dieser irrillustriert hervorzugehen scheint, weniger, sondern im allgemeinen immer mehr.

Dabei aber haben wir auch die ungeheure, freilich keineswegs genaue Symmetrie kennen gelernt, welche in der Richtung nach vorwärts oder abwärts ein Spiegelbild zu dem Bestand aus der Richtung nach aufwärts oder rückwärts ergibt.

Folglich können wir auch gleich eine Umkehrung des Ahnenverlustes erwarten, einen „Kinderverlust“ oder besser „Enkelverlust“. Natürlich keine Angst! Es handelt sich hier ebensowenig wie nach rückwärts um eine Wirkung des Sterbens, vielmehr um etwas ganz anderes, als es die Kindertierlichkeit ist. Nehmen wir gleich wieder das vorige Beispiel: A und B mögen zwei Kinder haben, C und D. C heiratet eine fremde Person und hat mit ihr wieder zwei Kinder, E und F; D heiratet ebenfalls eine fremde Person und hat mit ihr wiederum zwei Kinder, G und H. Wir haben nun zunächst vier wirkliche Personen: E, F, G und H; die dritte untere Generation von A und B aus. Nun wurde weiterhin je eine fremde Person von E und F und G geheiratet; wir nehmen aber an, daß der H seine Base G heiratete. Dann sind die zwei Kinder des H die nämlichen Personen wie die zwei Kinder von G. Wenn folglich A und B acht Urenkel zählen können, so haben sie doch in Wirklichkeit nur sechs solche, während zwei „verloren“ sind, obwohl sie trotzdem in aller Lebendigkeit blühen können. Das ergibt für A und B in der vierten unteren Generation einen Kinderverlust von zwei auf acht oder von 25 Proz., wie wir in der vierten oberen Generation einen ebensolchen Ahnenverlust festgestellt hatten.

Die Symmetrie aber geht noch weiter: je tiefer nach unten, desto stärker muß dieser Kinderverlust einleken. Ebenso wie seit den theoretischen Billionen Vorfahren kreuz und quer „ineinanderheiratet“ worden ist, ebenso werden es andere Enkelsentel usw. tun, weil sie gar nicht anders können, weil sie gar nicht so viele Menschen für „Fremdheiraten“ finden. Man kann eben nicht immer „auseinander heiraten“, man muß auch einmal „ineinander heiraten“; nur daß in der aller nächsten Verwandtschaft es am besten gar nicht geschehen soll und auch tatsächlich sehr selten geschieht, während es der Tatsache und der Zulässigkeit nach um so freier ist, in eine je weitere Verwandtschaft man hineinkommt.

Aus allen Ecken

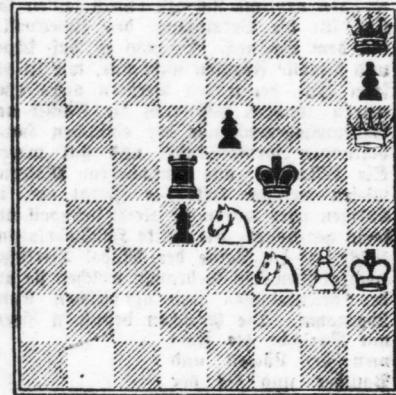
Soziale Fragen und Klassenkampf.
Je mehr wir bei der Behandlung der sozialen Frage den geschichtlichen Boden behaupten, je klarer wir in ihr den Ausdruck eines gewaltigen Klassenkampfes in der Gesellschaft zur Erkenntnis bringen wollen, um so mehr Pflicht ist es für uns, vor allem die Vorurteile hinwegzuräumen, nach welchem unser Standpunkt ein gefährlicher, ja, ein unmoralischer genannt werden könnte. Haben wir es nicht oft genug hören müssen: wir, die Leiter der Arbeiterbewegung, wir nur stellen die Klassengegenstände in der Gesellschaft auf, um das Volk zu Hohn und Neid aufzuregen. „Nein, das sind Lügner, welche behaupten, daß es in Frankreich Gegenstände von reich und arm, von Kapitalisten und Arbeitern gebe — so deklamierte Herr Garnier-Pagès kurz vor der Februarrevolution bei einem der damaligen Reformbanketts —, in Frankreich gibt es nur Brüder, gibt es nur Franzosen.“ — Sie schreiben die Brüderlichkeit auf ihre Fahnen, und im Juni mehreten sich diese französischen Brüder gegenseitig hin, die gelegneten Klassengegenstände führten zu einer verächtlichen, mörderischen Insurrektion, zur Deportation Tausender von Proletariern, zum Belagerungszustand von Paris, zur ewigen Befürchtung eines neuen noch schrecklicheren Aufstandes der arbeitenden Klasse. Und nun erwidere uns noch einer, die Klassengegenstände werden nur von uns aufgestellt, in der Tat aber existierten sie nicht!

Artikel der „Arbeiterverbrüderung“ im Jahre 1848.

Schach.

Bearbeitet vom Vorsitzenden des Deutschen Arbeiter-Schachbundes.

Nr. 31.
K. Kaiser, Stuttgart.
(Original.)



Matt in 2 Zügen.

Weiße: König, Dame, Läufer, Springer, Bauer. Schwarze: König, Dame, Läufer, Springer, Bauer.

Abbildung Nr. 30. 1. e2-e4 2. e5-e4 3. e4-e5 4. e5-e4 5. e4-e5 6. e5-e4 7. e4-e5 8. e5-e4 9. e4-e5 10. e5-e4 11. e4-e5 12. e5-e4 13. e4-e5 14. e5-e4 15. e4-e5 16. e5-e4 17. e4-e5 18. e5-e4 19. e4-e5 20. e5-e4 21. e4-e5 22. e5-e4 23. e4-e5 24. e5-e4 25. e4-e5 26. e5-e4 27. e4-e5 28. e5-e4 29. e4-e5 30. e5-e4 31. e4-e5 32. e5-e4 33. e4-e5 34. e5-e4 35. e4-e5 36. e5-e4 37. e4-e5 38. e5-e4 39. e4-e5 40. e5-e4 41. e4-e5 42. e5-e4 43. e4-e5 44. e5-e4 45. e4-e5 46. e5-e4 47. e4-e5 48. e5-e4 49. e4-e5 50. e5-e4 51. e4-e5 52. e5-e4 53. e4-e5 54. e5-e4 55. e4-e5 56. e5-e4 57. e4-e5 58. e5-e4 59. e4-e5 60. e5-e4 61. e4-e5 62. e5-e4 63. e4-e5 64. e5-e4 65. e4-e5 66. e5-e4 67. e4-e5 68. e5-e4 69. e4-e5 70. e5-e4 71. e4-e5 72. e5-e4 73. e4-e5 74. e5-e4 75. e4-e5 76. e5-e4 77. e4-e5 78. e5-e4 79. e4-e5 80. e5-e4 81. e4-e5 82. e5-e4 83. e4-e5 84. e5-e4 85. e4-e5 86. e5-e4 87. e4-e5 88. e5-e4 89. e4-e5 90. e5-e4 91. e4-e5 92. e5-e4 93. e4-e5 94. e5-e4 95. e4-e5 96. e5-e4 97. e4-e5 98. e5-e4 99. e4-e5 100. e5-e4

Die Erfinder dieser Abfolgen sind inzwischen wohl in den Besitz der ausgesetzten Preisbroschüre gelangt. Wo das nicht der Fall ist, bitte es an untenstehende Adresse mitzuteilen.

Damen-Schachspiel oder Wiener Eröffnung.
Vor einiger Zeit fand im Kreier-Schachklub in Kiel, Vägerberg 18, eine Windstillsvorstellung des Schachfreundes A. Winkmann statt. Dieser spielte 5 Partien ohne Rücksicht des Brettes, eine gewonnen, eine verloren und drei unentschieden. Die Gewinnpartie wollen wir unseren Lesern ihres humoristischen Inhalts und Schlusses wegen nicht vorenthalten.

Städte-Wettkampf in Romabes am ersten Osterfesttage hatten sich etwas über 100 Personen eingefunden. Neben waren die Vereine Brandenburg, Ludenvalde und Rathenow wegen der Bahnsperrung am Erscheinen verhindert. Das Programm mußte dadurch eine unvollständige Ausarbeitung erfahren. Nach einer kurzen Begrüßungsansprache des Vorsitzenden ergriff der Schachfreund Birler das Wort. An zwei Proben, auf die Bühne gehängten Demonstrationen erläuterte er in einem einstündigen Vortrage einige der lehrreichsten Bauernspiele. Seine Ausführungen ernteten reichen Beifall. Nach der Mittagspause fand die Bestätigung der Umgebung von Romabes statt. Nur die ganz besten Schachdrachen fanden sich zu einem kleinen Wettkampf zusammen. Dieser vereinigte an 26 Brettern inmitten noch 82 Teilnehmer. Um 5 Uhr war dann eine kleine Simultanvorstellung eines Charlottenburger Schachfreundes. 18 : 3 : 2. Hoffentlich hat die Verleserinnere bald ein Ende, damit ein vernünftiger Wettkampf eingeleitet werden kann.

Schachgesellschaften. Capablanca, der amerikanische Casper, hat von A. Kostlich eine Herausforderung zu einem Wettkampf erhalten. Er hat angenommen unter der Bedingung, daß jeder 2500 Dollar einsetzt. Davon will Capablanca gleich 1000 Dollar vorweg haben als Gegenleistung, daß er überhaupt spielt. Von dem Rest soll dann der Sieger 2400 und der andere 1000 Dollar erhalten. Können Sie glauben ja nun nicht, daß Capablanca und Kostlich diese Summe von 5000 Dollar aus eigener Tasche aufbringen. Da werden Millionen und milliardische Idealisten einbringen, bis schließlich die Summe voll ist. Ist das noch Schach oder Schacherei? Selbst es denn gar nicht obenbezeichnet. Walter B. Braun hat ein Buch die Probleme sind noch nicht druckreif. Es sind aber gute Ansätze darin enthalten. Lassen Sie sich durch diese ersten Mißerfolge nicht abschrecken.

Redaktion des Blattes: Verantw. Redakteur A. Salomon-Bessen, Berlin. (Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen sind zu richten nach: Berlin, Lindenstr. 7) Verlag: Dr. Bauer Buchverlag und Verlagsanstalt Bauer & Co., Hannover. Druck: Buchverlags- und Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW 68.